



VINA JACKSON

80

DAYS

DIE FARBE DER
LUST



VINA JACKSON

80
DAYS
DIE FARBE DER
LUST

Aus dem Englischen von
Gerlinde Schermer-Rauwolf,
Barbara Steckhan,
Thomas Wollermann,
Kollektiv Druck-Reif

carl'sbooks · ROMAN

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Eighty Days Yellow«
bei Orion Books Ltd, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Copyright © 2012 by Vina Jackson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

bei carl's books, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-58522-1

www.carlsbooks.de

EIN MÄDCHEN UND SEINE GEIGE

Schuld war Vivaldi.

Genauer gesagt, meine Vivaldi-CD der *Vier Jahreszeiten*, die nun mit der Silberseite nach unten auf dem Nachttisch meines Freundes lag, der leise vor sich hin schnarchte.

Wir waren in Streit geraten, als Darren um drei Uhr in der Nacht von einer Geschäftsreise nach Hause kam und mich in seinem Wohnzimmer nackt auf dem Parkettfußboden fand, die Musik so laut aufgedreht, wie es sein Stereo-Surround-System hergab. Also richtig laut.

Der *Presto*-Satz in g-Moll von »Sommer«, dem Concerto Nummer 2, kam gerade mächtig in Fahrt, als Darren zur Tür hereinstürmte. Ich hatte ihn gar nicht kommen hören, bis ich auf einmal seine Schuhsohle auf meiner rechten Schulter spürte und hin und her geschaukelt wurde. Ich öffnete die Augen und sah ihn über mich gebeugt. Da erst bemerkte ich, dass das Licht brannte und die CD plötzlich nicht mehr lief.

»Was zum Teufel tust du da?«, sagte er.

»Ich höre Musik«, antwortete ich kleinlaut.

»Das habe ich gehört! Und zwar schon vorne an der Kreuzung!«, brüllte er.

Er kam aus Los Angeles. Obwohl er gerade einen Langstreckenflug hinter sich hatte, wirkte er wie aus dem Ei gepellt. Er

war noch im Businessanzug, das Hemd blütenweiß, marineblaue Hose mit feinen Nadelstreifen, dazu Ledergürtel, das Jackett überm Arm. Den Griff seines Rollkoffers hielt er zornig umklammert. Offenbar regnete es, wovon ich bei der lauten Musik nichts mitbekommen hatte. Sein Koffer war klatschnass, kleine Wasserbäche rannen die Seiten herunter und sammelten sich an meinem Oberschenkel zu einer Pfütze. Seine Hose war unten, wo sie der Schirm nicht mehr hatte schützen können, nass und klebte an seinen Waden.

Ich schaute auf seinen Schuh und sah einen Fingerbreit seines feuchten Unterschenkels. Er roch nach Moschus, ein bisschen nach Schweiß, auch ein wenig nach Regen, Schuhcreme und Leder. Von seinem Schuh tropfte es auf meinen Arm.

Vivaldi hatte schon immer eine besondere Wirkung auf mich gehabt, und weder die frühe Morgenstunde noch Darrens zorniger Blick änderte etwas an dem Gefühl von Wärme, das sich rasch in meinem Körper ausbreitete und das Blut in meinen Adern nicht weniger in Wallung brachte, wie es die Musik zuvor getan hatte.

Ich drehte mich ein bisschen, sodass sein Schuh immer noch leicht auf meinen rechten Arm drückte, und fuhr mit der linken Hand in sein Hosenbein.

Darren sprang zurück, als hätte ich ihn verbrannt, und schüttelte den Kopf.

»Himmel noch mal, Summer ... «

Er schob den Koffer vor die Wand neben das CD-Regal, nahm *Die vier Jahreszeiten* aus dem Gerät und ging ins Schlafzimmer. Ich überlegte, ob ich ihm folgen sollte, ließ es aber sein. Unmöglich, ohne Kleider am Leib einen Streit mit ihm zu gewinnen. Ich setzte darauf, dass sich sein Zorn legen würde, wenn ich einfach an Ort und Stelle blieb und mich un-

sichtbar machte. Mein nackter Körper verschmolz bestimmt besser mit seinem Holzfußboden, wenn ich lag, als wenn ich stand.

Ich hörte die Tür des Kleiderschranks und das vertraute Geklapper hölzerner Kleiderbügel. Er hängte sein Jackett auf. In den sechs Monaten, die wir zusammen waren, hatte ich kein einziges Mal erlebt, dass er seinen Mantel über einen Stuhl oder die Lehne einer Couch geworfen hätte, wie das jeder normale Mensch tut. Darren hängte sein Sakko ausnahmslos immer direkt in den Schrank, setzte sich dann hin, um die Schuhe abzustreifen, entledigte sich seiner Manschettenknöpfe, zog das Hemd aus und warf es in den Wäschekorb, nestelte seinen Gürtel aus den Schlaufen und hängte ihn über die Stange im Kleiderschrank neben ein halbes Dutzend anderer in verschiedenen düsteren Farbtönen von Dunkelblau über Braun zu Schwarz. Er trug Designerslips von der Sorte, in denen ich Männer am liebsten sehe, aus Baumwollstretch, sehr knapp geschnitten, mit breitem Taillenbund. Ich fand es toll, wie verführerisch eng der Slip sich an ihn schmiegte, obwohl er zu meiner Enttäuschung immer gleich in einen Bademantel schlüpfte und niemals nur in Unterwäsche in seiner Wohnung herumlief. Mit Nacktheit kam Darren nicht klar.

Wir hatten uns im Sommer bei einem Konzert kennengelernt. Eine große Sache für mich, ein Violinist war krank geworden, und ich bekam in letzter Minute einen Platz im Orchester. Es war ein Stück von Arvo Pärt, das ich wirklich hasste. Ich fand es abgehackt und monoton, aber für die Chance, mit einem richtigen klassischen Stück vor richtigem Publikum, wenn auch keinem großen, auf einer richtigen Bühne zu stehen, hätte ich auch Justin Bieber gespielt und so getan, als würde es

mir Spaß machen. Darren, der im Publikum saß, war begeistert gewesen. Wie er mir später sagte, hatte er eine Schwäche für Rothaarige, und er habe zwar von seinem Platz aus mein Gesicht nicht sehen können, dafür aber einen wunderbaren Blick auf meinen Schopf gehabt. Mein Haar habe im Rampenlicht geleuchtet, als hätte es in Flammen gestanden, sagte er. Er besorgte eine Flasche Champagner und ließ seine Verbindungen zu den Konzertveranstaltern spielen, um mich anschließend hinter der Bühne aufzusuchen.

Ich mag gar keinen Champagner, aber ich trank trotzdem ein Glas, weil Darren groß und attraktiv war und ein echter Groupie zu sein schien, mein erster.

Was er denn gemacht hätte, wenn sich herausgestellt hätte, dass mir die Schneidezähne fehlen oder ich sonst irgendwie nicht seinem Geschmack entspreche, fragte ich ihn, und er antwortete, dann hätte er sein Glück eben bei der Schlagzeugerin versucht, die zwar nicht rothaarig, aber dennoch sehr reizvoll sei.

Wenige Stunden später lag ich betrunken flach auf dem Rücken in seinem Schlafzimmer in Ealing und fragte mich, wie ich mit einem Mann ins Bett geraten konnte, der erst einmal sein Jackett auf einen Bügel hängte und seine Schuhe ordentlich nebeneinanderstellte, bevor er mich bestieg. Aber er hatte einen großen Schwanz und eine schöne Wohnung, und auch wenn er, wie sich bald herausstellte, genau die Musik hasste, die mir am meisten bedeutete, verbrachten wir in den folgenden Monaten unsere Wochenenden miteinander. Leider jedoch für meinen Geschmack nicht annähernd lang genug im Bett, sondern viel zu viel damit, auf abgehobene Vernissagen zu gehen, die ich langweilig fand und von denen Darren meiner Meinung nach nicht die Bohne verstand.

Männer, die mich in einem richtigen klassischen Konzert und nicht in einem Pub oder in einer U-Bahn-Station spielen sahen, machten oft denselben Fehler wie Darren, sie glaubten, ich besäße all die Eigenschaften, die man normalerweise mit einer Geigerin verbindet. Sie hielten mich für wohlgezogen, anständig, kulturbeflissen, gebildet, damenhaft und anmutig. Und einen Kleiderschrank voller schlichter, aber geschmackvoller Abendkleider für die Konzertauftritte, von denen natürlich keines zu viel Haut zeigte oder gar vulgär war, sollte ich natürlich auch besitzen. Sie gestanden mir höchstens flache Pumps zu und waren überzeugt, ich hätte keine Ahnung davon, welche Wirkung meine schlanken Fesseln auf Männer haben.

In Wirklichkeit hatte ich für Konzerte nur ein einziges langes, schwarzes Abendkleid, das ich für einen Zehner bei einem Trödler in der Brick Lane erstanden und vom Schneider hatte ändern lassen. Es war aus Samt, vorne hochgeschlossen und mit tiefem Rückenausschnitt. An dem Abend, als ich Darren kennenlernte, war es allerdings in der Reinigung gewesen. Deshalb hatte ich mir mit meiner Kreditkarte bei Selfridges ein Bandagenkleid besorgt und die Schildchen in der Unterwäsche versteckt. Zum Glück war Darren ein reinlicher Liebhaber und hatte keine Flecken auf mir oder dem Kleid hinterlassen, sodass ich es am nächsten Tag problemlos zurückgeben konnte.

Ich hatte eine eigene Wohnung in einem Wohnblock in Whitechapel. Eigentlich war es mehr ein möbliertes Zimmer als eine Wohnung, mit einem mäßig großen Einzelbett, einem Hängeständer, der als Kleiderschrank diente, einer kleinen Spüle, einem Külschrank und einer Kochplatte. Das Badezimmer lag am Ende des Gangs, ich teilte es mir mit vier an-

deren Mietern, die mir gelegentlich über den Weg liefen, mit denen ich aber sonst nichts weiter zu tun hatte.

Doch trotz der Lage und des heruntergekommenen Zustands des Hauses hätte ich mir die Miete nie leisten können, wenn ich nicht mit dem eigentlichen Mieter, den ich eines Abends nach einem späten Besuch im Britischen Museum in einer Bar kennengelernt hatte, einen Deal gemacht hätte. Er erklärte mir nie richtig, warum er mir das Zimmer für weniger überließ, als er selbst dafür bezahlte. Darum wurde ich den Gedanken nicht los, dass unter den Dielen eine Leiche oder ein Vorrat an weißem Pulver verborgen lag. Manchmal, wenn ich nachts wach lag, war mir so, als würde gleich ein Sonder-einsatzkommando der Polizei mit schweren Schritten über den Gang poltern.

Darren war nie in meiner Wohnung gewesen. Teils weil ich das Gefühl hatte, er würde sie ohnehin nicht betreten, ohne zuvor das Gebäude von oben bis unten mit einem Dampfreiniger zu bearbeiten, teils weil ich einen Ort in meinem Leben haben wollte, der nur mir ganz allein gehörte. Vermutlich ahnte ich schon damals, dass unsere Beziehung nicht von Dauer sein würde, und hatte keine Lust, mich mit einem Ex herumzuschlagen, der mir nachts Steinchen ans Fenster warf.

Darren hatte mir wiederholt angeboten, bei ihm einzuziehen und das gesparte Geld für eine bessere Geige oder mehr Unterricht auszugeben, doch ich lehnte stets ab. Ich lebe nicht gern mit anderen zusammen, insbesondere nicht mit meinen Liebhabern, und ich würde mir mein Geld lieber auf dem Straßenstrich verdienen, als mich von meinem Freund aushalten zu lassen.

Ich hörte das Kästchen leise zuschnappen, in dem er seine Manschettenknöpfe aufbewahrte, schloss die Augen und presste die Schenkel aneinander, um mich so unsichtbar wie möglich zu machen.

Er kam zurück ins Wohnzimmer und marschierte an mir vorbei in die Küche. Ich hörte das Rauschen des Wasserhahns, das leise Zischen des Gasanzünders und gleich darauf das Klappern des Wasserkessels. Er hatte einen dieser schicken, aber altmodischen Wasserkessel, die man auf den Herd stellt, bis sie pfeifen. Ich habe nie begriffen, warum er sich nicht einen elektrischen Wasserkocher kaufte. Doch er behauptete, das Wasser schmecke besser so, guten Tee könne man nur mit einem richtigen Kessel zubereiten. Ich trinke keinen Tee. Mir ist schon der Geruch zuwider. Ich bin Kaffeetrinkerin, aber Darren weigerte sich, mir nach 19 Uhr einen Kaffee zu machen. Ich könne dann nicht richtig schlafen, behauptete er, und ihm raube es auch den Schlaf, wenn ich mich nachts ruhelos im Bett wälze.

Ich versuchte, mit dem Boden eins zu werden und so zu tun, als wäre ich gar nicht da. Mein konzentriertes Bemühen, wie eine Tote vollkommen still dazuliegen, ließ meinen Atem flacher und flacher werden.

»Ich kann es einfach nicht ausstehen, wenn du so bist, Summer.« Seine Stimme drang wie durch einen Tunnel aus der Küche zu mir herüber. Sie gehörte zu den Dingen, die ich wirklich an ihm mochte, sie hatte einen vollen Klang, man hörte ihr den Sohn aus gutem Hause an, manchmal war sie weich und warm, dann wieder kalt und schneidend. Ich spürte, dass mir plötzlich heiß zwischen den Schenkeln wurde, und presste die Beine so fest zusammen, wie ich nur konnte. Dabei dachte ich daran, dass Darren das einzige Mal, als wir im Wohnzimmer Sex auf

dem Fußboden gehabt hatten, zuerst ein Handtuch untergelegt hatte. Schmutz war ihm zuwider.

»Wenn ich >wie< bin?«, fragte ich und schlug die Augen auf.

»So wie jetzt! Wenn du da so nackt auf dem Boden liegst wie eine Gestörte! Steh endlich auf und zieh dir was an, verdammt noch mal.«

Er stürzte den Rest seines Tees hinunter. Das leise Schlucken weckte in mir die Vorstellung, er würde mit dem Mund zwischen meinen Beinen vor mir knien. Der Gedanke trieb mir das Blut in die Wangen.

Darren leckte mich normalerweise nur, wenn ich maximal fünf Minuten vorher unter der Dusche gewesen war, und selbst dann tat er es nur widerwillig und ersetzte seine Zunge so schnell wie möglich durch die Hand. Er machte es immer nur mit einem einzigen Finger und hatte es gar nicht gut aufgenommen, als ich einmal nach unten gegriffen und ihn ermuntert hatte, ruhig noch zwei weitere Finger in mich zu stecken.

»Herrje, Summer«, hatte er gesagt, »wenn du so weitermachst, bist du mit dreißig völlig ausgeleiert.«

Danach war er in die Küche gegangen und hatte sich die Hände mit Spülmittel geschrubbt, bevor er wieder ins Bett kroch, sich umdrehte und sofort einschlieft. Ich lag wach und starrte an die Decke. Er hatte den Hahn so weit aufgedreht, dass ich mir unwillkürlich vorstellte, er hätte sich die Hände bis zu den Ellbogen hinauf gewaschen, wie eine Tierarzthelferin vor der Geburt eines Kalbs oder wie ein Priester, der ein Opfer vorbereitet.

Ich habe nie mehr versucht, ihn dazu zu bringen, mehr als einen Finger zu nehmen.

Darren stellte seine Tasse in die Spüle und ging an mir vor-

bei ins Schlafzimmer zurück. Ich wartete einige Minuten, bis ich mich vom Boden erhob, peinlich berührt bei dem Gedanken, wie vulgär ich für ihn aussehen musste, wenn ich mich nackt vom Boden erhob, obwohl ich inzwischen vollkommen aus meiner Vivaldi-Träumerei erwacht war und bibbernd feststellte, dass meine Gliedmaßen schmerzten.

»Komm ins Bett, wenn du fertig bist«, rief er aus dem Schlafzimmer.

Ich hörte, dass er sich auszog und ins Bett ging. Ich streifte meine Unterwäsche über und wartete, bis sein Atem tief und gleichmäßig geworden war, ehe ich neben ihm unter die Decke glitt.

Ich war vier Jahre alt, als ich zum ersten Mal Vivaldis *Vier Jahreszeiten* hörte. Meine Mutter und meine Geschwister waren übers Wochenende zu meiner Großmutter gefahren. Ich hatte mich standhaft geweigert, ohne meinen Vater, den die Arbeit festhielt, mitzukommen. Als meine Eltern mich ins Auto setzen wollten, hatte ich mich an ihm festgeklammert und so bitterlich geweint, dass er schließlich nachgab und ich bei ihm bleiben durfte.

Statt mich in den Kindergarten zu bringen, nahm mich mein Vater zur Arbeit mit. So verbrachte ich drei herrliche Tage in beinahe grenzenloser Freiheit. Ich tollte in seiner Werkstatt herum, kletterte über Reifenstapel, deren Gummigeruch ich tief einsog, und sah ihm zu, wie er Autos aufbockte und darunterglitt. Nur seine Hüfte und seine Beine ragten noch hervor. Ich stand immer dicht daneben, denn ich hatte schreckliche Angst, eines Tages könnte der Wagenheber versagen, das Auto auf ihn stürzen und ihn in zwei Stücke zerhacken. In meiner kindlichen Einfalt war ich fest davon

überzeugt, dass ich ihn retten könnte – dass ich im Moment der höchsten Gefahr die Kraft finden würde, das Auto für die paar Sekunden zu halten, die er brauchte, um sich in Sicherheit zu bringen.

Nach der Arbeit stiegen wir in seinen Laster und machten uns auf den langen Heimweg. Unterwegs hielten wir an, um uns Eis zu kaufen, obwohl es mir sonst verboten war, vor dem Abendessen Süßes zu essen. Mein Vater nahm immer Rum-Rosine, ich entschied mich jedes Mal für eine andere Sorte oder ließ mir auch mal zwei halbe Kugeln verschiedener Geschmacksrichtungen geben.

Einmal bin ich mitten in der Nacht aufgestanden, weil ich nicht schlafen konnte, und wanderte ins Wohnzimmer, wo ich meinen Vater im Dunkeln auf dem Rücken liegen sah. Es sah aus, als würde er schlafen. Er hatte seinen Plattenspieler aus der Garage geholt, und ich hörte das leise Rauschen der Nadel bei jeder Drehung der Platte.

»Hallo, mein Töchterchen«, sagte er.

»Was machst du?«, fragte ich.

»Ich höre Musik«, antwortete er, als wäre es die normalste Sache von der Welt.

Ich legte mich neben ihn, spürte die Wärme seines Körpers und roch schwach eine Mischung aus neuem Gummi und scharfer Handwaschpaste. Mit geschlossenen Augen lag ich mucksmäuschenstill, und bald verschwand der Boden unter mir, und es existierte nichts mehr auf der Welt außer mir und den Klängen von Vivaldis *Vier Jahreszeiten*.

Danach wollte ich die Platte wieder und wieder hören, ich bettelte meinen Vater deswegen ständig an. Vielleicht auch, weil ich glaubte, ich wäre nach einem der Sätze benannt worden, was meine Eltern mir aber nie bestätigten.

Meine kindliche Begeisterung war so groß, dass mein Vater mir zum nächsten Geburtstag eine Geige kaufte und mir Unterricht geben ließ. Ich war immer ein ziemlicher Wildfang gewesen, ein Kind, das sich nicht gerne etwas sagen ließ, bestimmt keines, von dem man denkt, dass es freiwillig Musikstunden nimmt. Und doch wollte ich von ganzem Herzen, mehr als alles andere auf der Welt, so spielen lernen, dass es mich davontrug wie an jenem Abend, an dem ich zum ersten Mal Vivaldi gehört hatte. Von dem Augenblick an, als meine kleinen Hände zum ersten Mal Bogen und Instrument berührt hatten, übte ich praktisch in jedem wachen Augenblick.

Meine Mutter machte sich deswegen allmählich Sorgen und wollte mir die Geige für einige Zeit wegnehmen. Ich sollte mich mehr der Schule widmen und vielleicht auch mehr mit anderen Kindern unternehmen, doch ich weigerte mich standhaft, das Instrument aufzugeben. Mit dem Bogen in der Hand hatte ich das Gefühl, ich könnte jeden Moment davonschweben. Ohne meine Geige war ich ein Nichts, nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, der an den Boden gefesselt war wie ein Stein.

Das Anfängerrepertoire ließ ich rasch hinter mir. Als ich neun war, konnte meine verdutzte Musiklehrerin nicht mehr mithalten.

Mein Vater organisierte mir zusätzlichen Unterricht bei einem älteren Niederländer, Hendrik van der Vliet, der zwei Straßen weiter wohnte und nur selten das Haus verließ. Er war ein großer, erbärmlich dürrer Mann, der sich eckig und ungenlenk wie eine Marionette bewegte und stets gegen etwas Zähes anzukämpfen schien, wie ein Grashüpfer, der in den Honigtopf gefallen ist. Doch sobald er seine Violine ergriff, wurde sein ganzer Körper geschmeidig. Folgte man mit

den Augen den Bewegungen seines Arms, hatte man den Eindruck, dem Steigen und Fallen von Meereswogen zuzuschauen. Musik durchströmte ihn wie Ebbe und Flut.

Im Unterschied zu Mrs. Drummond, der Musiklehrerin an meiner Schule, der meine Fortschritte nicht geheuer, ja sogar verdächtig waren, schienen sie Mr. van der Vliet nicht sonderlich zu beeindrucken. Er redete selten und lächelte nie. Selbst in unserem kleinen Städtchen Te Aroha kannten ihn nur wenige Leute, und soviel ich weiß, hatte er auch keine anderen Schüler. Mein Vater erzählte mir, er habe einst in Amsterdam unter Bernard Haitink im Concertgebouworkest gespielt, seine Karriere aber wegen einer Neuseeländerin, die er bei einem Konzert kennengelernt habe, an den Nagel gehängt und sei mit ihr hierher ausgewandert. Sie starb bei einem Autounfall, genau an dem Tag, an dem ich zur Welt kam.

Auch mein Vater redete nicht viel, darin war er Hendrik gleich, allerdings nahm er regen Anteil am Gemeindeleben und kannte in Te Aroha jede Menschenseele. Selbst der größte Einsiedler hat irgendwann mal einen Reifenschaden an seinem Auto, dem Motorrad oder dem Rasenmäher, und da mein Vater im Ruf stand, auch die kleinste Reparatur auszuführen, hatte irgendwann jeder mal mit ihm zu tun. So tauchte eines Tages auch Hendrik mit einem Fahrradplatten in seiner Werkstatt auf – und als er sie verließ, hatte er eine Geigenschülerin.

Ich fühlte mich Mr. van der Vliet auf merkwürdige Art verbunden, als wäre ich irgendwie für sein Glück verantwortlich, da ich an jenem Tag zur Welt gekommen war, an dem seine Frau sie verlassen hatte. Da ich glaubte, ich wäre geradezu verpflichtet, ihm Freude zu bereiten, übte und übte ich unter sei-

ner Anleitung, bis mir die Arme wehtaten und meine Fingerspitzen wund waren.

In der Schule war ich weder sonderlich beliebt noch eine Außenseiterin. Meine Noten waren solider Durchschnitt, und ich war in jeder Hinsicht unauffällig außer in Musik, wo ich durch meinen zusätzlichen Unterricht und mein Talent den Mitschülern weit voraus war. Mrs. Drummond ließ mich im Unterricht einfach links liegen, vielleicht weil sie fürchtete, meine besonderen Fähigkeiten würden meine Klassenkameraden eifersüchtig machen und gegen mich einnehmen.

Jeden Abend ging ich in unsere Garage und spielte Geige oder hörte Schallplatten, meist im Dunkeln. Dabei tauchte ich völlig in den Kanon der Klassiker ein. Manchmal gesellte sich mein Vater dazu. Wir sprachen dann kaum ein Wort, aber ich fühlte mich ihm stets durch die gemeinsame Erfahrung des Zuhörens verbunden, vielleicht auch dadurch, dass wir beide ein so seltsames Hobby teilten.

Ich ging nicht gern auf Partys und hatte nicht viele Freunde. Meine sexuellen Erfahrungen mit Jungs waren dementsprechend begrenzt. Doch schon bevor ich dreizehn wurde, spürte ich tief in mir ein Verlangen, das bereits meinen späteren ausgeprägten sexuellen Appetit ankündigte. Mir war, als schärfe das Violinspiel noch meine Sinne. Sobald das Instrument erklang, verschwand die Welt um mich herum, und es gab für mich nur noch die Empfindungen meines Körpers. Als ich in die Pubertät kam, begann ich diese Sinneseindrücke mit erotischen Gefühlen zu verbinden. Ich fragte mich, warum ich so leicht erregbar sei und warum gerade durch Musik. Schon damals machte ich mir Sorgen, mein sexuelles Verlangen könnte abnorm groß sein.

Mr. van der Vliet behandelte mich mehr wie ein Instrument

als wie eine Person. Er korrigierte meine Armhaltung oder drückte mir die Hand in den Rücken, damit ich mich gerade hielt, als wäre ich aus Holz und nicht aus Fleisch; er berührte mich so achtlos, als wäre ich Teil seines eigenen Körpers. Dabei war er stets vollkommen keusch, und dennoch begann ich trotz seines Alters, seines leicht säuerlichen Geruchs und seines knochigen Gesichts etwas für ihn zu empfinden. Er war ungewöhnlich groß, größer als mein Vater, vielleicht knapp zwei Meter, und überragte mich turmhoch. Ich bin heute ja gerade mal ein Meter sechsundsechzig. Mit dreizehn reichte mein Kopf kaum bis zu seiner Brust.

Plötzlich begann ich aus Gründen, die nichts mit der Perfektionierung meines Spiels zu tun hatten, unseren Stunden entgegenzufiebern. Hin und wieder spielte ich absichtlich einen falschen Ton oder machte eine ungeschickte Bewegung mit dem Handgelenk, in der Hoffnung, er würde meine Hand berühren und mich korrigieren.

»Summer«, sagte er eines Tages leise zu mir, »wenn du damit nicht aufhörst, werde ich dich nicht weiter unterrichten.«

Danach verspielte ich mich kein einziges Mal mehr.

Bis zu jenem Abend, wenige Stunden bevor Darren und ich wegen der *Vier Jahreszeiten* in Streit gerieten.

Ich war in einer Bar in Camden Town gewesen und hatte in einem Gratiskonzert mit einer unbekannten Band von Möchtegern-Bluesrockern gespielt, als urplötzlich meine Finger wie eingefroren waren und ich einen Ton verfehlte. Niemandem von der Band fiel es auf, und außer den paar eingefleischten Fans, die gekommen waren, um Chris, den Leadsänger und Gitarristen, anzuhimmeln, hörte uns ohnehin keiner zu. Es war ein Mittwochabend, und unter der Woche ist das Pu-

blikum noch ignoranter als die Besoffenen am Wochenende. Außer den beinharten Fans saßen die meisten einfach an der Bar, kippten still ihr Bier in sich hinein oder unterhielten sich, ohne überhaupt auf die Musik zu achten. Chris hatte mir gleich gesagt, ich solle nichts darauf geben.

Seine Instrumente waren Bratsche und Gitarre, allerdings hatte er Ersteres weitgehend aufgegeben, um mit Letzterem beim Publikum besser anzukommen. Aber im Grunde unseres Herzens waren wir beide Streichmusiker, und so verstanden wir uns auf Anhieb.

»Das ist doch jedem von uns schon mal passiert, Herzchen«, sagte er.

Mir nicht. Ich schämte mich in Grund und Boden.

Ich verzichtete darauf, mit der Band hinterher noch durch die Kneipen zu ziehen, und nahm gleich die U-Bahn nach Ealing zu Darrens Wohnung, die Schlüssel hatte ich ja. Allerdings hatte ich mir seine Flugdaten nicht richtig gemerkt und gedacht, er träfe erst morgens mit dem Nachtflieger ein und ginge dann direkt ins Büro, ohne zu Hause vorbeizuschauen, sodass ich in einem bequemen Bett schlafen und ein bisschen Musik hören könnte. Einer der Gründe, warum ich überhaupt noch mit ihm zusammen war, war die tolle Musikanlage in seiner Wohnung. Und außerdem hatte er auch genug Platz, dass man sich einfach auf den Boden legen konnte. Er hatte noch eine richtige Stereoanlage, samt CD-Spieler. Und in meiner Wohnung war es schlicht zu eng, um sich auf dem Boden auszustrecken, ich hätte dazu den Kopf in den Küchenschrank stecken müssen.

Nach einigen Stunden Vivaldi in Dauerschleife kam ich zu dem Schluss, dass die Beziehung zu Darren zwar ganz nett, aber meiner Kreativität im Weg war. Sechs Monate mittelmä-

ßige Kunst, mittelmäßige Musik, mittelmäßige Barbecues mit mittelmäßigen Paaren und mittelmäßiger Sex reichten, dass ich spürte, wie lästig mir die Kette geworden war, die ich mir freiwillig um den Hals hatte legen lassen.

Ich musste irgendwie da raus.

Darren hatte einen leichten Schlaf, aber wenn er aus Los Angeles zurückkam, nahm er stets Nytol, um besser mit dem Jetlag klarzukommen. Ich sah die Schachtel in seinem ansonsten leeren Papierkorb schimmern. Selbst um vier Uhr in der Nacht konnte er keine leere Verpackung bis zum Morgen auf seinem Nachttisch ertragen, sondern musste sie gewissenhaft entsorgen.

Die Vivaldi-CD lag mit der Silberseite nach unten neben seiner Nachttischlampe. Eine CD nicht in die Hülle zu tun, war für Darren ein extremer Ausdruck von Protest. Auch wenn er ein Schlafmittel genommen hatte, war ich doch überrascht, dass er es fertiggebracht hatte, neben einer CD einzuschlafen, die in höchster Gefahr war, einen Kratzer abzubekommen.

Nach höchstens ein, zwei Stunden Schlaf schlüpfte ich noch vor Morgengrauen aus dem Bett und hinterließ ihm einen Zettel in der Küche. »Tut mir leid wegen der lauten Musik. Schlaf gut. Ich rufe an etc.«

Ich nahm die Central Line ins West End, ohne dass ich mir überlegt hatte, wohin ich eigentlich wollte. Meine Wohnung war in einem katastrophalen Zustand, so wie immer; außerdem übte ich dort nicht gern, weil die Wände dünn waren und ich Angst hatte, die Nachbarn könnten irgendwann genervt sein von meinem Geigenspiel, auch wenn ich insgeheim hoffte, dass es für sie angenehme Klänge waren. Meine Arme

sehnten sich danach zu spielen, und sei es nur, um die Spannung loszuwerden, die sich in der vergangenen Nacht in mir aufgebaut hatte.

Ab Shepherd's Bush war die U-Bahn rappellvoll. Ich hatte mich ganz ans Ende des Wagens gestellt und lehnte an einem der gepolsterten Stehsitze neben der Tür, weil das bequemer war, als mit dem Geigenkasten zwischen den Knien auf einer Bank zu sitzen. Nun war ich zwischen schwitzenden Büroangestellten eingeklemt, von Station zu Station wurde es schlimmer, und auch die Gesichter um mich herum wurden immer verbiesterter.

Ich trug noch immer mein langes, schwarzes Samtkleid von dem Gig am Abend zuvor, dazu kirschrote Doc Martens aus Lackleder. Klassische Gigs spielte ich in hochhackigen Pumps, zog es aber vor, den Heimweg in meinen Docs zu machen, damit wirkte ich nicht so hilflos, wenn ich spätabends durch East London nach Hause ging. Ich stand aufrecht, das Kinn gereckt, und war überzeugt, dass mich der ganze Wagen, oder zumindest jene, die mich in dieser Menschenmenge wahrnahmen, für eine hielten, die nach einem One-Night-Stand nach Hause fuhr.

Scheiß drauf. Ich wäre liebend gerne von einem One-Night-Stand nach Hause gefahren. Aber da Darren so viel in der Welt herumflog und ich so viele Gigs spielte, wie ich nur kriegen konnte, hatten wir schon fast einen Monat keinen Sex mehr gehabt. Und wenn wir welchen hatten, kam ich selten, und das auch nur, wenn ich in meiner Verzweiflung rasch und verstohlen selbst an mir herumrieb und mir dabei Gedanken machte, dass er sich bestimmt blöd vorkam, wenn ich mich nach dem Sex mit ihm selbst befriedigte. Ich tat es trotzdem, sollte er sich doch blöd vorkommen, denn ich hatte

keine Lust, die nächsten vierundzwanzig Stunden scharf und schlecht gelaunt zu sein.

Am Marble Arch stieg ein Bauarbeiter zu. Der Wagen war an diesem Ende inzwischen gerammelt voll, und die anderen Mitfahrer verzogen mürrisch das Gesicht, als er versuchte, sich vor mir in eine schmale Lücke neben der Tür zu zwängen. Er war groß, mit kräftigen, muskulösen Gliedern, und musste die Schultern zusammenziehen, damit die Tür hinter ihm überhaupt noch zuging.

»Durchtreten, bitte«, rief jemand gereizt.

Niemand bewegte sich.

Wohlerzogen, wie ich nun mal bin, schob ich meinen Geigenkasten ein wenig beiseite, um Platz zu schaffen. Nun trennte mich nichts mehr von dem muskulösen Mann, der sich direkt vor mir aufgepflanzt hatte.

Als der Zug sich mit einem Ruck in Bewegung setzte, verloren etliche Fahrgäste das Gleichgewicht. Der Bauarbeiter fiel mir entgegen, und ich spannte den Rücken an, um nicht umzukippen. Einen Augenblick lang drückte sein Oberkörper gegen meinen. Er trug ein langärmeliges Baumwollhemd, eine Sicherheitsweste und verwaschene Jeans. Dick war er nicht, aber stämmig, wie ein Rugbyspieler außerhalb der Saison, und als er den Arm über den Kopf streckte, um nach der Haltestange zu greifen, schien alles, was er am Leib trug, etwas zu knapp bemessen für ihn.

Ich schloss die Augen und stellte mir vor, was er wohl in seiner Jeans hatte. Als er einstieg, hatte ich keine Gelegenheit gehabt, einen Blick auf die Region unterhalb seiner Gürtellinie zu werfen, aber die Hand, die sich um die Stange klammerte, war groß und kräftig. Das ließ hoffen, dass die Beule in seiner Jeans ähnlich beschaffen war.

Wir fuhren in die Bond Street ein, und eine kleine Blonde quetschte sich mit grimmiger Entschlossenheit im Gesicht in den Wagen.

Ein plötzlicher Gedanke – ob der Zug auch in der nächsten Station wieder mit einem Ruck anfahren würde?

Tatsächlich.

Der Muskelmann stolperte in meine Richtung, und ich presste mutig die Schenkel zusammen und spürte, dass sich sein Körper straffte. Die Blonde versuchte sich ein wenig Platz zu verschaffen und knuffte den Bauarbeiter mit dem Ellbogen in den Rücken, als sie ein Buch aus ihrer großen Handtasche hervorkramte. Er rückte noch ein wenig näher zu mir, vielleicht nutzte er nicht ganz unfreiwillig die Gelegenheit, noch stärker meine Nähe zu spüren.

Ich presste die Schenkel stärker und stärker aneinander.

Wieder ruckelte der Zug.

Er entspannte sich.

Nun presste sich sein Körper fest gegen meinen. Durch diese anscheinend zufällige Nähe ermutigt, lehnte ich mich ein kleines bisschen zurück und löste mein Becken vom Lehnstuhl, sodass sich der Knopf seiner Jeans an meinem Schritt rieb.

Er nahm die Hand von der Haltestange und stützte sich über meiner Schulter an der Wand ab. Es musste aussehen, als küsstet wir uns. Ich bildete mir ein, ihn keuchen und sein Herz schneller pochen zu hören; in Wahrheit jedoch musste jedes Geräusch, das er vielleicht von sich gab, im Rattern der U-Bahn untergehen, die durch den Tunnel donnerte.

Mein Puls flog, und ich bekam es plötzlich mit der Angst zu tun. War ich zu weit gegangen? Was sollte ich tun, wenn er mich ansprach? Oder mich vielleicht gar küsste? Ich fragte

mich, wie seine Zunge sich in meinem Mund anfühlen würde, ob er gut küssen konnte, ob er einer jener Männer war, die einem hektisch wie eine Eidechse im Mund herumfahren, oder ob er mir die Haare zurückstreichen und mich leidenschaftlich küssen würde.

Zwischen meinen Beinen breitete sich eine feuchte Hitze aus, und mit einer Mischung aus Verlegenheit und Freude stellte ich fest, dass meine Unterwäsche nass war. Wie gut, dass ich an diesem Morgen dem dringenden Bedürfnis widerstanden hatte, ohne Slip loszuziehen, und stattdessen einen Ersatzslip bei Darren gesucht und angezogen hatte.

Der Muskelmann wandte mir nun das Gesicht zu und suchte Blickkontakt, aber ich hielt die Lider gesenkt und schaute ungerührt vor mich hin, als ob es das Normalste von der Welt wäre, dass er sich an mich drückte, und ich so jeden Tag U-Bahn führe.

Aus Angst, was passieren könnte, wenn ich noch länger so eingeklemmt zwischen der U-Bahn-Wand und diesem Mann stand, duckte ich mich unter seinem Arm hindurch und stieg, ohne mich noch einmal umzuschauen, an der Chancery Lane aus. Einen Moment fragte ich mich, ob er mir womöglich folgte. Ich trug ein Kleid, und Chancery Lane war eine ruhige Station – nach der Art unserer Begegnung im Zug würde er mir vielleicht alle möglichen schmutzigen Sachen vorschlagen. Doch der Zug fuhr ab und nahm meinen Muskelmann mit.

Zuerst wollte ich von der Station aus nach links gehen und das französische Restaurant an der Ecke ansteuern, das die besten Eggs Benedict machte, die ich außerhalb von Neuseeland je gegessen hatte. Als ich das erste Mal dort war, hatte ich den Küchenchef gelobt, er mache das beste Frühstück

von ganz London, und er hatte nur geantwortet: »Ich weiß.« Seitdem verstehe ich, weshalb die Briten die Franzosen nicht mögen – sie sind schon ein eingebildetes Völkchen; aber gerade das mag ich an ihnen, und darum suchte ich immer dieses Restaurant auf, wenn mir nach Eggs Benedict war.

Doch ich war etwas durcheinander und lenkte meine Schritte versehentlich nach rechts statt nach links. Das französische Lokal öffnete ohnehin erst um neun. Vielleicht konnte ich mir im nahe gelegenen Park, Gray's Inn Gardens, ein ruhiges Plätzchen suchen und dort noch etwas Geige spielen, bevor das Lokal aufmachte.

Ich ging ein Stück die Straße hinunter und hielt nach dem kleinen Seitenweg Ausschau, der in den Park führte, als ich bemerkte, dass ich vor dem Striplokal stand, in dem ich wenige Wochen nach meiner Ankunft in Großbritannien einmal gewesen war. Ich hatte eine Freundin dorthin begleitet, die ich bei einem Job kennengelernt hatte, als ich durch Australiens Northern Territory getrampt war, und der ich an meinem ersten Abend in London in einer Jugendherberge zufällig wieder begegnete. Tanzen sei die leichteste Art, hier sein Geld zu verdienen, hatte sie gehört. Man müsse es nur ein paar Monate in so einem schmutzigen Club aushalten, dann bekomme man einen Job in einer der Nobelpubs in Mayfair, wo die Promis und Fußballer einem bündelweise Geld in den Stringtanga stopfen, als wäre es Konfetti.

Charlotte hatte mich mitgenommen, um sich den Laden anzuschauen und dort vielleicht Arbeit zu finden. Zu meiner Enttäuschung führte uns der Mann, der uns auf dem roten Teppich vor dem Eingang begrüßt hatte, nicht in eine Bar voller leicht bekleideter, ekstatisch tanzender Mädchen, sondern durch einen Seiteneingang in sein Büro.

Welche Erfahrungen sie denn mitbringe, wollte er von Charlotte wissen – keine, außer man zählte ein bisschen Tabledance in Nachtclubs mit. Er musterte sie von oben bis unten wie ein Jockey ein Pferd bei einer Auktion.

Dann beäugte er mich von Kopf bis Fuß.

»Und was ist mit dir, suchst du auch einen Job?«

»Nein, danke«, antwortete ich. »Hab schon einen. Bin nur als Begleitung dabei.«

»Ist ohne Anfassen. Typen, die ihre Finger nicht bei sich behalten können, fliegen hier hochkant raus«, ergänzte er ermunternd.

Ich schüttelte den Kopf.

Falls ich meinen Körper mal für Geld verkaufe, dachte ich, dann – von den Risiken einmal abgesehen – lieber gleich mit richtiger Prostitution. Das erschien mir ehrlicher. Striptease fand ich irgendwie verklemmt. Wozu so weit gehen und es dann nicht ganz durchziehen? Aber es kam für mich ohnehin nicht infrage, ich wollte meine Abende für Gigs freihalten, und ich brauchte einen Job, der mir sehr viel Energie fürs Üben ließ.

Charlotte hielt sich ungefähr einen Monat in dem Club in Holborn, dann wurde sie gefeuert, nachdem eines der anderen Mädchen sie verpiffen hatte, weil sie mit zwei Gästen abgezogen war.

Ein junges Paar. Ach, wie unschuldig sie aussahen, schwärmte Charlotte. Sie waren spät an einem Freitagabend gekommen, der Typ vergnügt wie ein Schneekönig, seine Freundin aufgeregt und ein wenig ängstlich, als hätte sie noch nie in ihrem Leben eine andere nackte Frau gesehen. Der Junge hatte vorgeschlagen, für einen Strip zu zahlen, und seine Freundin hatte sich umgesehen und Charlotte ausgesucht. Vielleicht,

weil sie sich noch kein richtiges Stripperinnen-Outfit besorgt hatte und keine künstlichen Fingernägel hatte wie die anderen Mädchen. Charlotte war einfach anders: Sie war die einzige Stripperin, die nicht wie eine Stripperin aussah.

Die Frau war innerhalb von Sekunden unverkennbar erregt, ihr Freund rot bis über beide Ohren. Charlotte hatte großen Spaß daran, diese Unschuldslämmer zu verführen, und es schmeichelte ihr, wie sie auf die Bewegungen ihres Körpers reagierten.

Sie beugte sich vor und überwand den geringen Abstand, der zwischen ihnen noch verblieben war.

»Wie wär's, wenn wir zu mir gingen?«, flüsterte sie ihnen ins Ohr.

Die beiden erröteten noch ein wenig mehr und stimmten zu. Daraufhin quetschten sie sich zu dritt auf die Rückbank eines schwarzen Taxis und fuhren zu Charlottes Wohnung in Vauxhall. Charlottes Anregung, doch vielleicht in die Wohnung der beiden zu fahren, hatte keinen Anklang gefunden.

Ihr Mitbewohner habe ein göttliches Gesicht gemacht, erzählte Charlotte, als er am nächsten Morgen, ohne anzuklopfen, ihr Zimmer betrat, um ihr eine Tasse Tee ans Bett zu bringen, und sie nicht nur mit einer fremden Person, sondern gleich mit zweien vorfand.

Ich hatte schon lange nichts mehr von Charlotte gehört. London hat die Eigenart, Leute regelrecht zu verschlucken, und es war noch nie meine Stärke gewesen, Kontakt zu halten. Doch an den Club erinnerte ich mich.

Das Striplokal lag nicht in einer dunklen Seitengasse, wie man sich das vielleicht vorstellt, sondern direkt an der Hauptstraße, zwischen einer Filiale der Sandwichkette Pret a Manger und einem Sportgeschäft. Wenige Häuser weiter war ein

italienisches Lokal, wo ich mal ein Date hatte, mir unvergesslich, weil ich die Speisekarte an der Tischkerze in Brand gesetzt hatte.

Der Eingang war leicht zurückgesetzt, und es prangte auch kein Neonschriftzug darüber, doch wenn man genauer hinsah, war es mit der geschwärzten Fensterfront und dem zwielichtigen Namen – Sweethearts – unverkennbar ein Striplokal.

Von plötzlicher Neugier getrieben, klemmte ich mir den Geigenkasten fest unter den Arm, machte ein paar Schritte und zog an der Tür.

Sie war zu. Geschlossen. Um acht Uhr dreißig an einem Donnerstagmorgen vielleicht nicht verwunderlich. Ich rüttelte noch einmal hoffnungsvoll an der Tür.

Nichts.

Zwei Männer rollten in einem weißen Lieferwagen langsam vorbei und ließen die Scheibe herunter.

»Versuch's noch mal um die Mittagszeit, Schätzchen«, rief einer herüber. Sein Gesicht drückte eher Mitgefühl als anzügliches Interesse aus. In meinem schwarzen Kleid und mit dem dicken Make-up vom Vorabend, mit dem ich mich als Rock-Göre zurechtgemacht hatte, sah ich wahrscheinlich wie ein Mädchen aus, das verzweifelt nach einem Job suchte. Und wenn es so wäre?

Ich war inzwischen wirklich hungrig, und mein Mund war trocken, zudem schmerzten mir die Arme. Wie immer, wenn ich wütend oder im Stress war, presste ich die Geige fester an mich. Ungeduscht und in den Klamotten vom Vortag traute ich mich gar nicht in das französische Restaurant. Ich wollte nicht, dass der Küchenchef mich für eine Schlampe hielt.

Also nahm ich die U-Bahn nach Whitechapel, ging in meine Wohnung, zog das Kleid aus und rollte mich im Bett

zusammen. Mein Wecker war auf drei Uhr nachmittags gestellt, dann wollte ich wieder in die U-Bahn und für die Nachmittagspendler musizieren.

Selbst an den schlimmsten Tagen, an denen sich meine Finger so unbeholfen anfühlten wie eine Faust voller Würstchen und mein Kopf mit Kleister gefüllt schien, fand ich immer noch eine Möglichkeit, irgendwo zu spielen, und wenn es nur in einem Park für die Tauben war. Obwohl ich nicht besonders ehrgeizig war und mich auch nicht darum kümmerte, mit meiner Musik Karriere zu machen, träumte ich natürlich dennoch davon, entdeckt und unter Vertrag genommen zu werden und im Lincoln Center oder der Royal Festival Hall zu spielen. Wie hätte es auch anders sein können.

Um drei Uhr nachmittags wachte ich erholt und mit wesentlich besserer Laune auf. Ich bin von Natur aus Optimistin. Man muss schon ein gewisses Maß an Verrücktheit, eine sehr positive Einstellung zum Leben oder von beidem etwas haben, um mit nichts als einem Koffer, einem leeren Bankkonto und einem Traum um die halbe Welt zu reisen. Miese Stimmung hielt sich bei mir nie lang.

Ich habe viele Klamotten extra fürs Musizieren auf der Straße und in der U-Bahn, zusammengesucht auf Flohmärkten und bei eBay, denn ich habe nun mal wenig Geld. Jeans trage ich selten, da meine Taille im Verhältnis zu meinen Hüften sehr schmal ist und die meisten Hosen bei mir nicht sitzen, was jede Anprobe zur Qual macht. Röcke und Kleider sind mir lieber. Ich habe zwar eine abgeschnittene Jeans für meine »Cowboy-Tage«, an denen ich Countrymusik spiele, aber heute, das spürte ich, war ein »Vivaldi-Tag«, und Vivaldi erforderte ein eher klassisches Outfit. Das schwarze Samtkleid

wäre meine erste Wahl gewesen, aber das lag zerknittert auf dem Wäschehaufen, wo ich es gleich am Morgen hingeworfen hatte. Es musste dringend in die Reinigung. Also wählte ich einen schwarzen, knielangen Rock mit angedeutetem Schwalbenschwanz und eine cremefarbene Seidenbluse mit zartem Spitzenkragen, die ich mal bei einem Trödler gekauft hatte, beim selben, bei dem ich auch das Kleid gefunden hatte. Dazu trug ich eine blickdichte Strumpfhose und Schnürstiefel mit niedrigem Absatz. Das Ganze sollte züchtig-viktorianisch wirken, ein Look, den ich liebte und den Darren verabscheute. Trödlerklamotten waren für ihn etwas, das nur wasser- und seifenscheue Möchtegern-Bohemiens trugen.

Ich erreichte Tottenham Court Road, eine Station, für die ich eine Lizenz zum Musizieren hatte, als gerade die Rush-hour einsetzte. Ich suchte mir einen Platz vor der Wand unterhalb der ersten Rolltreppen. In einer Zeitschrift hatte ich mal gelesen, dass die Leute gegenüber Straßenmusikanten freigebiger sind, wenn sie Gelegenheit haben, sich ein paar Minuten zu überlegen, ob sie Geld geben wollen oder nicht. Darum erschien es mir günstig, mich an einer Stelle zu postieren, an der die Pendler mich schon von der Rolltreppe aus sehen und nach ihren Geldbeuteln kramen konnten, bevor sie an mir vorbeigingen. Ich stand ihnen auch nicht direkt im Weg, was in London besser ankommt. Die Leute möchten das Gefühl haben, aus freien Stücken ein, zwei Schritte auf mich zu gehen, wenn sie mir Geld in den Geigenkasten werfen.

Ich wusste, dass ich mit den Spendern Augenkontakt aufnehmen und sie dankbar anlächeln sollte, aber oft verlor ich mich so sehr in meiner Musik, dass ich es einfach vergaß. Wenn ich Vivaldi spielte, konnte ich zu niemandem Kontakt aufnehmen. Ich hätte es wahrscheinlich nicht einmal ge-

merkt, wenn im U-Bahnhof der Feualarm losgegangen wäre. Kaum hatte ich die Geige ans Kinn gelegt, waren die Pendler für mich auch schon verschwunden. Tottenham Court Road löste sich auf. Es gab nur noch mich und Vivaldi.

Ich spielte, bis mir die Arme wehtaten und mein Magen zu knurren begann, beides sichere Zeichen, dass ich hier bereits länger stand, als ich geplant hatte. Um zehn Uhr abends war ich zu Hause.

Erst am nächsten Morgen, als ich meine Einnahmen zählte, entdeckte ich einen bankfrischen roten Schein, der ordentlich in einem kleinen Riss des Samtfutters steckte.

Jemand hatte mir fünfzig Pfund gegeben.



Vina Jackson

80 Days - Die Farbe der Lust

Band 1 Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 400 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-58522-1

carl's books

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Junge, urbane, moderne Erotikliteratur!

Frustriert von einer unbefriedigenden Beziehung findet die leidenschaftliche Violinistin Summer Erfüllung in der Musik. Sie spielt nachmittags in der Londoner U-Bahn auf ihrer ramponierten Violine Vivaldi. Als ihre Geige sich nicht mehr reparieren lässt, bekommt sie von Dominik, einem Uniprofessor mit ausschweifenden Fantasien, ein erstaunliches Angebot: Er möchte ihr eine wertvolle Violine schenken, wenn sie ihm ein privates Konzert gibt. Also spielt sie für ihn in der Krypta einer Kirche – doch muss sie dabei nackt sein, während Dominik den anderen Musikern die Augen verbunden hat. Summer spürt, wie sehr Dominik sie anzieht und in ihr bisher unbekannte Saiten zum Schwingen bringt: Sie beginnt eine intensive erotische Liaison mit ihm, in der sie ihre lange verleugnerte dunkle Seite ausleben kann. Doch hat eine alles verschlingende Beziehung ohne Tabus Bestand? Berauschend, verführerisch, aufreizend kühn, ist »80 Days – Die Farbe der Lust«, eine Liebesgeschichte, die den Leser atemlos zurücklässt, mit dem Wunsch, so bald wie möglich mehr zu lesen.



Der Titel im Katalog